

»Nicht, was ich will, tue ich: Gutes, sondern, was ich nicht will: Böses, das tue ich.« (Röm 7,19)

Paulus und das Rätsel des Bösen

»Nicht, was ich will, tue ich: Gutes, sondern, was ich nicht will: Böses, das tue ich.« (Röm 7,19) Unübertroffen klar hat der Apostel Paulus hier eine Erfahrung auf den Punkt gebracht, die wahrscheinlich jeder Mensch schon einmal gemacht hat, der einigermaßen zur Selbstreflexion fähig ist. Mag er sich auch im Moment der bösen Tat im Recht und voll im Einklang mit sich selbst fühlen – spätestens im Nachhinein wird er hoffentlich die genannte Gesetzmäßigkeit durchschauen, wenn er denn nicht schon vorher seine Zweifel gehabt hat. Ein klassisches Beispiel für Letzteres ist die Medea in der gleichnamigen Tragödie des Euripides (5. Jh. v. Chr.), die im vollen Bewusstsein des Unrechts ihre Kinder tötet, um sich an ihrem Gatten zu rächen. Man muss nicht gleich in solche Abgründe hinabsteigen, um doch den allgemein menschlichen Zwiespalt zwischen Einsicht und Tun nachempfinden zu können. Dieser besteht ungeachtet der (schwierigen) exegetischen Frage, ob Paulus mit dem Ich in unserem Vers (und im ganzen Kapitel 7 des Römerbriefes) einen jeden Menschen meint – und nicht nur die »unerlösten«: Immerhin könnte man von den Christusgläubigen eine andere Praxis erhoffen oder erwarten (nämlich: Gutes zu tun). Aber finden nicht auch sie sich immer wieder in diesem Zwiespalt vor?

Bereits einige Verse vorher hatte Paulus formuliert (Röm 7,15): »Was ich vollbringe, durchschaue (oder: beabsichtige) ich nicht. Denn nicht, was ich will, das tue ich, sondern, was ich hasse, das tue ich.« Und auch hier müssen wir fragen: Kann es sein, dass Christen immer noch dasjenige tun, was sie eigentlich hassen? Sind sie nicht nach Paulus dazu berufen, »nach dem Geist« zu leben und von ihm her die Kraft zu empfangen, Gutes zu tun – Paulus nennt es: »die Rechtsforderung des Gesetzes zu erfüllen« (Röm 8,4)? Ganz sicher ist das so – und doch müssen wir uns auch als Christen fragen, ob uns nicht das andere – der Konflikt zwischen Wollen und Tun, zwischen Beabsichtigen und Vollbringen – nur allzu vertraut ist. Paulus zieht jedenfalls an beiden Stellen die logische Konsequenz: Wenn ich das tue, was ich gar nicht will, dann bin letztlich nicht ich es, der das Böse vollbringt, sondern »die in mir wohnende Sünde« (Röm 7,16f.20). Kann es denn sein, dass auch in der Gemeinde Jesu, in und unter den Christusgläubigen noch »die Sünde wohnt« und herrscht? Auf jeden Fall gilt dies nach Paulus für alle übrigen Menschen: Sie sind »fleischlich«, d. h. schwache

Geschöpfe und als solche der Sünde ausgeliefert, unter ihre Herrschaft »verkauft« (Röm 7,14). Und nur aufgrund der Rettungstat Christi gibt es für sie Hoffnung, wenn sie diese im Glauben annehmen.

Unbestritten ist, dass es auch in der Gemeinde unchristliches Fehlverhalten – und in diesem Sinne auch »Sünde(n)« – gibt. Dies ist aber noch einmal etwas anderes, als von einer Herrschaft »der« (personifizierten) Sünde in der Gemeinde zu sprechen, die nach Paulus eigentlich durch Christi Rettungstat entmachtet und »verurteilt« ist (Röm 8,3). Muss also die Frage nach der »Sünde der Christen« und der Aktualität von Röm 7 letztlich offenbleiben, so können wir eine andere Frage besser beantworten: Wie ist es zu verstehen, dass in Röm 7,17.20 das Tun des Bösen (durch mich) und die Wirksamkeit der Sünde auseinandertreten? Wenn doch Sünde gerade im Tun des Bösen besteht, welchen Sinn hat es dann, das Böse nicht (nur) durch den Menschen und sein Tun, sondern (auch) durch die Sünde selbst gewirkt zu sehen?

Die Sünde als Gegenüber

Logisch geurteilt, müsste man sagen: Die Sünde wirkt sich selbst, bringt sich selbst hervor. Und in der Tat wird Sünde hier so wahrgenommen, dass sie zwar vom Menschen vollbracht wird, ihm aber vor allem in ihrer Selbstwirksamkeit gegenübertritt und seiner Kontrolle immer schon entglitten ist. Sie hat sich quasi ihm gegenüber verselbständigt und kommt jetzt gleichsam von außen auf ihn zu; sie kommt »über ihn«, lenkt und bestimmt ihn und bringt ihm schließlich den Tod. Diese Wahrnehmung entspricht weitgehend dem aus dem Alten Testament bekannten Tun-Ergehen- bzw. Sünde-Unheil-Zusammenhang, wonach Sünde nicht nur Schuldbewusstsein, sondern vor allem eine Realität bedeutet, die, einmal in Erscheinung getreten, nicht so leicht wieder aus der Welt geschafft werden kann, sondern sich unheilvoll auswirkt. Darin spricht sich eine menschliche Grunderfahrung aus, die wir auch heute noch partiell nachvollziehen können: dass sich nämlich die Verfehlungen der Menschen ihnen gegenüber gleichsam verselbständigen können und ein Eigenleben entwickeln, dessen unheilvoller Wirkung sie sich nicht mehr entziehen können. Denken wir nur an so elementare Zusammenhänge wie diejenigen zwischen unserer Wirtschaftsweise und der globalen Umweltzerstörung oder zwischen unserer persönlichen Lebensweise und entsprechenden Krankheitsfolgen.

Im Unterschied zum Alten Testament spricht Paulus aber nicht von Einzelverfehlungen oder deren Anhäufung durch Einzelne oder eine Gruppe von Menschen, sondern von der Menschheitssünde insgesamt, wie sie seit Adams Zeiten die gesamte Menschheit bestimmt und beherrscht und am Ende zugrunde gerichtet hätte, wenn nicht Gott in Jesus Christus eingegriffen und wirksame Rettung geschaffen hätte. Deswegen bedient Paulus

sich für die Beschreibung dieser Unheilssituation aller Menschen in Röm 7 auch der Redeweise eines verallgemeinernden (»generischen«) »Ich«, das über die eigenen Erfahrungen des Apostels weit hinausgeht und die gesamte vor- und außerchristliche Menschheit (wenn nicht potentiell auch die christliche) umfasst. Alle sind sie von jenem (bis zum Erscheinen Christi) ausgewogenen Konflikt betroffen, den Röm 7,14–24 beschreibt.

Eine vergleichbare Dissoziation wie diejenige zwischen Sünde und Tun des Bösen findet sich auch in Röm 7,8: »Die Sünde bewirkte in mir nichts als Begierde« – und zwar »durch das Gebot«, das das Begehren verbietet, selbst. Paulus erblickt in ihm den Inbegriff des Paradiesgebotes an Adam (Gen 2,17) wie auch der Tora vom Sinai. Wenn aber unstrittig ist, dass Sünde gerade im Begehren besteht, welchen Sinn hat es dann, die Begierde nicht (nur) durch den Menschen, sondern (auch) durch die Sünde selbst gewirkt zu sehen?

Auch hier gilt: Die Sünde wirkt sich selbst. Sie hat sich quasi dem Menschen gegenüber verselbständigt, indem sie ihn aktiv »betrügt« und »tötet« (Röm 7,11). Das Kommen des Gebotes (Verbot des Begehrens) wird zum Anlass dafür, dass der Mensch das Verbotene nicht nur tut, sondern dass es auch aktiv von ihm Besitz ergreift, dass es ihn bestimmt und letztlich zerstört. Hierbei geht es nicht um die alte psychologische Weisheit, dass das Verbotene nur umso stärkere Attraktivität und Verführungskraft entwickelt, es doch zu tun, sondern um eine viel tiefer reichende anthropologische Erkenntnis, die genauso auch der Dissoziation von Sünde und Tun des Bösen zugrunde liegt: Sosehr der Mensch auch immer verantwortlich ist und mit der Sünde Schuld auf sich geladen hat, so gehört doch die Sünde nicht in derselben Weise zu ihm und zu seiner von Gott gegebenen Bestimmung wie das Wollen des Guten, das Tun des Guten und das Nicht-Begehren. Sosehr die Sünde immer seine ureigene ist und bleibt, von der er sich nicht selbst freisprechen kann, so sehr ist sie gleichzeitig ein »von außen« auf ihn zukommender und über ihn verfügender »Fremdkörper« und so wenig gehört sie zu seiner Struktur und zu seinem Wesen als Gottes Geschöpf, welches vielmehr von Natur aus (und um wie viel mehr erst als Christ!) dem guten Gesetz Gottes zustimmt und Freude an ihm hat (Röm 7,16.22). So wird die Personifikation der Sünde bei Paulus als nicht nur zutiefst realitäts- und erfahrungsbezogene, sondern zugleich auch anthropologisch »distanzierende« Redeweise erkennbar.

Das Wesen der Sünde als Begehren

Es ist schon angedeutet, dass das Ich in Röm 7,7–13 in der Rolle Adams als des ersten, die gesamte Menschheit unter der Sünde repräsentierenden Menschen erscheint. Deswegen liegt es nahe, nach dem Wesen der Sünde als Begierde unter Rückgriff auf die Geschichte vom Sündenfall im Paradies zu fragen, zu der Paulus eine kongeniale Rezeption und Interpretation

geliefert hat. Wenn es richtig ist, dass Paulus das Verbot des Begehrens als Inbegriff des Paradiesgebotes an Adam wie auch der Tora vom Sinai verstanden hat, dann ist eines bereits klargestellt: Es kann sich nicht (nur) um irgendwelche Einzelgebote und -verfehlungen handeln, sondern es geht um etwas sehr Grundsätzliches: nämlich um das Verhältnis des Menschen zu Gott. Wohl bedeutet das Leben unter der Sünde auch die Herrschaft vieler einzelner Begierden und Leidenschaften (Röm 6,12; 7,5), aber hinter diesen steckt ein anderes, sehr viel grundsätzlicheres Problem, das man sich mit Hilfe der Texte Gen 2,15–17 und 3,1–6 sehr schön klarmachen kann: Aus dem Wortlaut des Verbots in 2,17 ergibt sich, dass dem Menschen im Paradies die Erkenntnis von Gut und Böse durch Gott vorenthalten werden soll. Dies weckt im Menschen – auch angesichts des verlockenden Aussehens des Baumes – sowohl den Zweifel und das Misstrauen gegenüber Gott und seinem Gebot, ob ihm nicht etwas für sein Leben Wesentliches und Erstrebenswertes vorenthalten werden soll, als auch das Verlangen nach eben diesem Verbotenen (3,4–6). Die Schlange steht weder für den Teufel noch für ein anderes mythisches Wesen, sondern ihr Auftreten ist der meisterhaft erzählte Ausdruck für das Aufkommen jenes fundamentalen inneren Zweifels an Gott und jenes grundsätzlichen Misstrauens ihm gegenüber, ob er denn wirklich das Beste für den Menschen (und ihn nicht in Wirklichkeit nur einschränken) will. Nicht anders als die Sünde nach Röm 7,8.11 tritt auch die Schlange aus Anlass des Gebotes in betrügerischer Absicht (Gen 3,1) gleichsam »von außen« an den Menschen heran und bewirkt sein Begehren, obwohl sie letztlich doch nichts anderes als die Stimme dieses seines (Auf-)Begehrens gegen Gott tief in seinem Inneren darstellt (Gen 3,4–5: Hinterfragung des guten Gebotes Gottes, Sein-Wollen wie Gott). Ebenso stellt auch nach Paulus das Gebot für den Menschen unter der Sünde etwas Äußerliches, schwer zu Haltendes und deswegen in seiner Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit zu Bezweifelndes (Röm 7,6; 2 Kor 3,6: »Buchstabe«) dar, dem man zu entgehen sucht, indem man gerade das Verbotene tut: das (Auf-)Begehren gegen Gott und sein Gebot. Ist dieses Gebot wirklich »zum Leben« gegeben (Röm 7,10) – so fragt der Zweifel an Gott bzw. die Sünde – oder nicht doch vielmehr zur Einschränkung des Menschen und seiner Lebensqualität? Meint Gott es wirklich gut mit dem Menschen, wenn er ihm Vorschriften macht, oder folgt er heimlich einer anderen Agenda?

Ganz in diesem Sinne heißt es in der Nacherzählung der biblischen Geschichte durch Flavius Josephus (Jüdische Altertümer I 44) nach der Übertretung des Gebotes und der Anfertigung der Bekleidung von den Menschen: »... und sie kamen sich glücklicher vor, weil sie das gefunden, was sie früher entbehrt hatten.« Scheinbar hat es sich also doch gelohnt, das Gebot zu übertreten!

Es zeigt sich: Das eigentliche Problem, um das es hier geht, die »Ur-sünde«, wie man sagen könnte, sind das Misstrauen des Menschen (Röm 8,7: »Feindschaft«) gegen Gott in Gestalt und mit der Folge seines

(Auf-)Begehrens gegen Gott und sein Gebot. Es ist die Verweigerung der Anerkennung Gottes als Gott und Schöpfer mit der Folge der Gehorsamsverweigerung gegenüber seinem Gebot. Solches Begehren dessen, was Gesetz und Gebot verbieten, bzw. das (Auf-)Begehren gegen Gott überhaupt kann nur in die Katastrophe führen, in das »Verdammungsurteil« zum Tod, vor dem erst »diejenigen in Christus Jesus« bewahrt bleiben (Röm 8,1). Als Bestätigung für dieses Ergebnis kann man auf Röm 1,18–32 verweisen: Auch hier sind nicht die einzelnen Begierden und Leidenschaften, wie sie etwa im Lasterkatalog 1,29–31 aufgezählt werden, das Hauptproblem – so sehr diese schuldhaft sind und den Tod verdient haben (1,32). Sondern es geht um die vorgängig verweigerte Anerkennung Gottes als Schöpfer (1,21.25), auf die dann die konkreten Einzelsünden folgen. Man könnte auch hier konzis zusammenfassen: Die Sünde wirkt sich selbst; aus dem Aufbegehren gegen Gott folgen die vielen kleinen und großen Begierden und Verstöße gegen Gottes Willen. Allerdings wird im vorliegenden Fall der Zusammenhang zwischen Ursünde und Tatsünden nicht über die personifizierende Redeweise von der Sünde, sondern über den Gedanken des göttlichen Zorneshandelns (1,18) konstruiert (1,24.26.28: »er hat sie preisgegeben«): Auf die »Vertauschung« als religiöse Verirrung (Götzendienst) folgt als entsprechende Strafe die »Vertauschung« als moralisches Vergehen (1,23–27); auf die »Verwerfung« der Gotteserkenntnis folgt analog die Preisgabe an einen »verworfenen« Sinn (1,28 mit Lasterkatalog 1,29–31). Auch hier wird also deutlich: Das Grundproblem des Menschen sind nicht die vielen Begierden (auch nicht die sexuellen), sondern das eine große (Auf-)Begehren gegen Gott.

Vom Ursprung der Sünde

Wir fragen: Wie kommt es überhaupt zu dieser Verweigerungshaltung des Menschen gegenüber Gott? Darauf gibt Paulus eine präzise, wenn auch »schwer verdauliche« Antwort: »Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen« (Röm 5,12) – nämlich durch Adam. »Durch den Ungehorsam des einen Menschen sind auch alle anderen (wörtlich: die Vielen) zu Sündern geworden« (Röm 5,19). Neben den Gedanken der Verantwortlichkeit und Unentschuldbarkeit des Sünders, den Paulus bisher (vor allem in Röm 1,18–3,20) akzentuiert hatte, tritt hier der konkurrierende Gedanke des Sündenverhängnisses bzw. der Unvermeidlichkeit des Sündigens für jeden Menschen von Adam her (bes. 5,12.15–19). Seit Adam und dem ersten Menschenpaar gibt es für die Menschen keine Möglichkeit, der Sünde zu entrinnen; eine wirkliche »Recht-Tat« (5,18) kann erst von und seit dem einen Menschen Jesus Christus, dem »neuen Adam«, ausgesagt werden. Hier liegt der Ansatz der später so genannten »Erbsündenlehre«, näherhin in der lateinischen Übersetzung von Röm 5,12d (in quo [sc. Adam] omnes peccaverunt). Richtig ist wohl folgendes Verständnis des griechischen Textes:

Daraufhin, dass alle sündigten, ist auch der Tod zu allen Menschen durchgedrungen; das sachliche Problem des Textes, die Spannung zwischen dem Tatcharakter der Sünde einerseits und ihrem Verhängnischarakter andererseits, wird dadurch jedoch erst richtig deutlich. Die kirchliche Lehre (seit Augustinus) hat dann den Zusammenhang zwischen der Sünde Adams und derjenigen seiner Nachkommen naturhaft-«biologisch» aufgefasst: als durch Zeugung und Abstammung vermittelt (daher die Bezeichnungen »Erbsünde«, »Erbschuld« und »Erbtod«). Dies hat jedoch am Text des Paulus keinen Anhalt; richtiger wäre der von uns schon oben verwendete Begriff »Ursünde«/»Ursprungssünde« (lateinisch *peccatum originale*).

Wollte man versuchen, die beschriebene Spannung von Unvermeidlichkeit und Verantwortlichkeit für heutiges Verstehen zu reformulieren, so könnte man vielleicht sagen: Wir finden uns alle immer schon in einem »Netz von Einflüssen« in Richtung Sünde und Gottlosigkeit vor und kein Mensch kann sich dem entziehen. Auf der anderen Seite hätten wir alle an Adams Stelle wahrscheinlich genauso gehandelt (»aufbegehrt«) wie er und stimmen auch der unvermeidlich gewordenen Sünde immer wieder von neuem jeweils im Moment ihres Vollzuges trotz besserer Einsicht (s. o. zu Röm 7,15.19) aktiv zu. Insofern ist diese Lösung zwar paradox, aber unsere Wirklichkeitserfahrung ist es nicht weniger.

Man kann natürlich noch weiterfragen, wieso es überhaupt zu diesem für die gesamte Menschheit schicksalsbestimmenden Verhalten Adams kommt. Hier geraten wir allmählich an die Grenzen des mit Paulus noch Wissbaren und Sagbaren. So viel kann man aber feststellen:

1. Weder für Paulus noch für die Paradieserzählung der Genesis gab es einen »Urstand«, in dem Adam in Übereinstimmung mit den Geboten Gottes gelebt hätte. Die Erschaffung des Menschen, sein Kulturauftrag für den Garten und das zugehörige Gebot samt seiner Übertretung bilden in Gen 2,7–3,6 einen einheitlichen Zusammenhang, zu dem es kein Zuvor (mit Gebot und Gehorsam) gibt. Auch für Paulus sind nach Röm 7,9 Gebot und Sünde gleichzeitig da, sodass das vorhergehende »Leben ohne Gesetz« kein Leben im Gehorsam gegen das Gebot gewesen sein kann.

2. Im Falle Adams kann man also nicht sagen, dass dem Kommen des Gesetzes bzw. Gebotes irgendeine Art von Sünde vorausgegangen sei (anders ist das bei den Menschen zwischen Adam und Mose bzw. dem Kommen der Tora: Röm 5,13–14). Wenn es aber heißt, dass die Sünde in dieser Zeit »tot« gewesen und beim Kommen des Gebotes »aufgelebt« sei (Röm 7,8–9), so kann man dem entnehmen, dass zumindest eine gewisse Fähigkeit oder Disposition zur Sünde beim Menschen vorhanden gewesen sein muss. So muss man auch die Paradieserzählung verstehen, nach der der geschaffene Mensch anfällig für das Böse und schwach gegenüber der Verführung erscheint (er besitzt im Paradies übrigens auch kein ewiges Leben: Gen 3,22).

3. Diese Disposition darf man keinesfalls als »Freiheit zum Bösen und zur Sünde« im Sinne einer selbstbestimmten Entscheidungsfreiheit verste-

hen; Letztere ist ein ganz und gar unbiblischer Gedanke. Es handelt sich vielmehr um eine geschöpfliche »Schwäche« des Menschen, um ein Defizit, das ihn für das Böse anfällig macht (ohne dass damit seine Verantwortlichkeit und die Schuldhaftigkeit seines Handelns eingeschränkt wäre). Bei Paulus heißt dies: das »Fleischlich-Sein« des Menschen als Angriffspunkt für die Sünde (Röm 7,14).

4. Die Frage, warum Gott einen solchen mangelhaften Menschen erschaffen habe (oder auf der Erzählebene: warum die Schlange als Geschöpf Gottes ein solch hinterhältiges Verhalten an den Tag legte), stellen Paulus und die Paradieserzählung erst gar nicht. Paulus benutzt die Vorstellung einer defizitären Schöpfung allerdings – an anderer Stelle – als Voraussetzung für seinen Gedanken einer »neuen Schöpfung« (2 Kor 5,17; Gal 6,15). In dieser seien dann durch Christus die Schwäche des fleischlichen Menschen und die aus dieser Schwäche resultierende Unfähigkeit, selbst für die Erfüllung des Gesetzes sorgen zu können, überwunden (Röm 8,3).

Fazit: Auch bei Paulus bleibt ein letztes Rätsel des Bösen. Auch er kann und will die Frage nach dem Ursprung der Unvollkommenheit der ersten Schöpfung nicht beantworten. Sein Interesse gilt aber vor allem der erfolgreichen Überwindung dieses Zustandes in der »neuen Schöpfung« durch die Rettungstat Jesu Christi.

Literatur

Hofius, Otfried, Der Mensch im Schatten Adams. Römer 7,7–25a, in: Ders., Paulusstudien II (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament; 143), Tübingen 2002, 104–154

Röhser, Günter, Vom Gewicht der Sünde und des Redens davon. Biblische Aspekte für eine heutige Vermittlung, in: Ökumenische Rundschau 54 (2005), 427–445

Zeitschrift für Neues Testament 16 (2013), Heft 32 (Thema »Sünde«)

GÜNTER RÖHSER, geb. 1956, Dr. theol., ist Professor für Neues Testament an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.